

# **Die Lage des Judentums. I., Das Weissbuch und seine Bedeutung ; II., Auf einem Flüchtlingsschiff ; III., Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde : ein Erlebnis**

Autor(en): **Lewy, Ernst / Worb, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **33 (1939)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-137435>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gilt es ja den Todesmächten unserer Zeit zu entreißen. Aber dies ist ja die tiefe, geheimnisvolle Wahrheit aller echten Liebe, daß in ihr die Erweckung des Selbst mit der des Anderen eins ist. Nur im vollkommenen Absehen vom eigenen Selbst kann das Selbst zurückgewonnen werden; nur auf den Spuren des Menschenbruders können wir die eigene lebendige Seele wiederfinden.

In einer so schlichten wie tiefen Erklärung zum zweiten Buch Mose heißt es: „Wo immer du die Fußspur eines Menschen findest, zieht Gott vor dir her.“ Dies Wort ist niedergeschrieben in einer Zeit und an einem Ort, wo die Füße sich dem weichen Erdboden eindrückten. Auf dem Pflaster der Großstädte und in den modernen Betrieben lassen die Füße der Menschen keine Spuren zurück. Darum müssen wir den Menschen nicht weniger, sondern unter den unendlich erschwerten Bedingungen unseres Daseins um so intensiver, mit um so heißerer Mühe und Verantwortung, mit einer Liebe, die wie oft schon der Verzweiflung gleich ist, suchen. In einer menschenfremden Zeit die verlorene Fußspur des Menschen aufzufinden, ist unser einziger Weg aus Tod und Nichts zum lebendigen Gott und seinem Reich.

*Margarete Susman.*

## Die Lage des Judentums.

### I. Das Weißbuch und seine Bedeutung.

Die erste Erregung nach der Veröffentlichung des Weißbuches beginnt einer kühleren Betrachtung seines Inhaltes Platz zu machen. Der Jischuw in Palästina und das jüdische Volk sind in seiner Ablehnung einig; und wie die Parlamentsdebatte, das Abstimmungsergebnis und die Reaktion der englischen und Weltpresse gezeigt haben, ist auch in weiten nichtjüdischen Kreisen die Auffassung erkennbar, daß die im Weißbuch vorgeschlagene Lösung eine schwere Ungerechtigkeit gegenüber den Juden darstellt und nicht als endgültige Lösung des Palästina-Problems akzeptiert werden kann. Auch die Araber sind unzufrieden, da ihre Forderungen nur teilweise erfüllt werden; dennoch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Araber sehr viel besser abgeschnitten haben wie die Juden. Das Weißbuch stellt eine Verlegenheitslösung dar und ist das Produkt einer bestimmten weltpolitischen Situation, die die Engländer zwingt, fast um jeden Preis die Araber (nicht nur die Palästinas, sondern die der gesamten arabischen Staaten!) zu beruhigen und ihr Abschwenken ins Lager der Achsenmächte zu verhindern. Dies geschieht auf Kosten der Juden.

Aber bedeutet das Weißbuch wirklich das Ende des jüdischen Nationalheimes und die Auslieferung des Jischuw in Palästina, der nach den Bestimmungen des Weißbuches zahlenmäßig dauernd eine Minderheit bleiben soll, unter die politische Herrschaft der arabischen Mehrheit? Dies *kann*, aber dies *muß* nicht eintreten! Während auf der

einen Seite das Weißbuch klare Beschränkungen über die jüdische Einwanderung für die nächsten fünf Jahre enthält und ihre Fortsetzung nach fünf Jahren von der Zustimmung der Araber abhängig macht, enthält es nichts über die Struktur der künftigen Verfassung, von der es nur allgemein sagt, daß sie die Grundrechte beider Völker in gleicher Weise wahren soll. Wie der Kolonialsekretär im späteren Verlauf der Debatte ausdrücklich hinzufügte, enthält das Weißbuch nichts, was z. B. den Aufbau eines Staatswesens auf föderativer Basis ausschließt. Und die Mitglieder der Royal Commission gaben in ihrem historischen Brief an die „Times“ ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß nur eine Lösung auf föderativer Basis, in einem Rahmen, der über die Grenzen des heutigen Palästina hinausgreift, eine gerechte Lösung des Palästina-problems ermöglicht. Eine Anschauung, der der Verfasser dieser Zeilen bereits früher in einem Aufsatz in der „Jüdischen Rundschau“ vom 21. Januar 1938 unter dem Titel: „Nicht Teilung, sondern Zusammenschluß“ Ausdruck gegeben hat.

Wenn in den bisherigen Ausführungen der Hoffnung Raum gegeben wird, daß auch nach dem Weißbuch dennoch Lösungsmöglichkeiten offen bleiben, die die Unterwerfung einer jüdischen numerischen Minderheit unter die Herrschaft einer arabischen Mehrheit in Palästina verhindern können, so kann man nicht vor der Tatsache die Augen verschließen, daß neben denjenigen Teilen des Weißbuches, die gewisse Möglichkeiten für die Zukunft offen lassen, und denjenigen Teilen, die in einer veränderten weltpolitischen Situation geändert werden können, andere Teile enthalten sind, die eine entscheidende Abwendung von dem politischen Prinzip darstellen, das bisher insbesondere die Einwanderungspolitik der Regierung geleitet hat. Und hiermit kommen wir zu dem entscheidenden Punkt: der völligen Einstellung der jüdischen Einwanderung nach fünf Jahren, falls die Araber nicht ausdrücklich ihrer Fortsetzung zustimmen. „There is the crux, the peccant point, the breach!“, wie Churchill in der Unterhausdebatte den Vertretern der Regierung zurief.<sup>1)</sup>

Versuchen wir trotz aller inneren Erregung diesen Punkt in Ruhe zu analysieren. Die bisherige Bestimmung der Einwanderungsquoten erfolgte auf Grund des im Weißbuch von 1922 festgelegten Prinzips der ökonomischen Aufnahmefähigkeit des Landes; die neue Einwanderungspolitik etabliert neben und über dem Prinzip der ökonomischen Fassungskraft von jetzt ab auch politische Gesichtspunkte bei der Festlegung der Einwanderungsquoten, macht die Fortführung der Einwanderung nach fünf Jahren überdies von der Zustimmung der Araber abhängig, und sie etabliert erstmals eine fixe zahlenmäßige Proportion zwischen jüdischer und arabischer Bevölkerung, auf Grund der die Juden  $33\frac{1}{3}\%$  nicht überschreiten können; sie werden also damit, falls

---

<sup>1)</sup> Hier ist die Crux, der Fehlerpunkt, der Bruch. *Die Red.*

diese Pläne verwirklicht werden, zahlenmäßig zur permanenten Minderheit mit allen sich daraus ergebenden Gefahren, denen vorläufig keine wirksamen Sicherungen konstitutioneller Art gegenübergestellt werden.

Die Beurteilung, ob diese neuen Prinzipien der Einwanderungspolitik vom englischen und arabischen Standpunkt aus eine innere Berechtigung haben und somit von Dauer sein werden, hängt de facto nicht davon ab, ob sie dem Geist oder Buchstaben der Balfour-Deklaration, des Mandats, der zahllosen Weißbücher, Briefe, Korrespondenzen, Regierungserklärungen usw. entsprechen; und es ist daher auch ziemlich müßig, immer wieder Widersprüche zwischen den neuen Bestimmungen und den alten Versprechungen formalistisch nachweisen zu wollen, wie es Ben Gurion und andere getan haben. Die Bedingungen der Welt verändern sich: 1939 ist nicht 1917 und auch nicht 1922! Entscheidend ist, ob die neuen Prinzipien der in Palästina vorhandenen realpolitischen Situation entsprechen, ob sie nötig, ob sie unvermeidbar sind.

Wir kommen somit zur Analyse der heutigen politischen Situation in Palästina, zur Betrachtung „der den Unruhen zugrunde liegenden Ursachen“, wie sie immer und immer wieder in den letzten Jahren untersucht und insbesondere von der Royal Commission in klassischer Weise definiert wurden. Die Grundursache der Unruhen ist letzten Endes eine sehr einfache Tatsache: die Furcht der Araber vor Majorisierung durch die ihnen in vielfacher Hinsicht überlegenen Juden bei unbeschränkter oder nur durch die wirtschaftliche Fassungskraft des Landes begrenzter Einwanderung. — Wenn auch noch andere Motive und Einflüsse hinzukommen: dies ist der entscheidende Punkt, und wir Juden, in die Lage der Araber versetzt, würden dieselben Befürchtungen hegen, wenn auch nicht dieselben Abwehrmethoden benutzen. Die Araber, die heute noch die Majorität bilden, möchten nicht in die Situation kommen, in der wir uns leider schon befinden; und wenn wir die Majorität darstellen würden, würden wir ebenfalls nicht abwarten, bis wir zur Minorität geworden wären, sondern schon vorher uns zur Wehr setzen. Achad Haam hat dies bereits im Jahre 1890 (!) in seinem Aufsatz „Die Wahrheit aus Palästina“ mit folgenden Worten ausgeführt: „... Die Araber und besonders die Städter durchschauen unsere Tätigkeit im Lande und deren Zweck, schweigen aber und lassen sich nichts anmerken, weil sie in unserem Tun vorläufig keine Gefahr für ihre Zukunft sehen. — ... Wenn aber einmal die Zeit kommen wird, wo sich das Leben unseres Volkes so weit entwickelt hat, daß sich die Landesbevölkerung mehr oder weniger beengt fühlt, dann wird sie uns auch nicht leichthin ihren Platz räumen.“ — Dieser Zeitpunkt ist eingetreten, herbeigeführt durch die Masseneinwanderung der letzten Jahre ab 1933, deren Weiterführung im selben Maßstab in kurzer Zeit den Juden die Mehrheit im Lande gebracht haben würde. Heute ist es den Arabern nach vielen früheren Fehlschlägen erstmals, unter Ausnutzung der weltpolitischen Konstellation (und *nur*

durch diese, *nicht* durch den Terror!) gelungen, ihren Forderungen weitgehend Geltung zu verschaffen und ihre Position als Mehrheit durch Einführung politischer Einwanderungsbeschränkungen seitens der Mandatarmacht zu sichern, die Festlegung einer bestimmten Proportion zwischen jüdischer und arabischer Bevölkerung zu erreichen und sogar die Fortführung der jüdischen Einwanderung von ihrer Zustimmung abhängig zu machen.

Es rächt sich heute ein schwerer Fehler der zionistischen Politik der Nachkriegsjahre, die einseitig englisch und *nur* englisch orientiert war, und auf Grund der ihr gemachten und international „garantierten“ Versprechen die Zustimmung der Landesbevölkerung nicht nötig zu haben glaubte, und dies sogar heute noch nicht glaubt! Man bezieht sich dabei auf das Beispiel von Englands Festsetzung in Indien, Kanada, Südafrika und anderwärts, wo England auch nicht die Zustimmung der einheimischen Bevölkerung eingeholt und dennoch nachher ein friedliches Verhältnis zu ihr erreicht habe. Dieser Vergleich ist völlig fehl am Platz, denn bei diesem Beispiel handelte es sich um Eroberung mit Waffengewalt, meist in weit zurückliegenden Zeiten, durch eine große Seemacht, die wir weder als beispielhaft ansehen, noch nachahmen können oder wollen. Israel ist nicht „wie alle Völker“, und der Vorgang der Wiedererrichtung des jüdischen Nationalheimes in Palästina läßt sich nicht mit der gewaltsamen Eroberung irgendeines anderen Territoriums vergleichen; die Sicherheit des jüdischen Nationalheimes, einer Insel im Arabischen Meer, läßt sich auf die Dauer weder durch englische Bajonette, noch durch jüdische Selbstverteidigung, sondern nur durch Verständigung mit dem anderen Staatsvolk Palästinas, mit den Arabern, erreichen. Eine solche Verständigung läßt sich aber nicht mit Formeln und gutgemeinten, aber leeren Kongreßbeschlüssen herbeiführen, sondern sie fordert Opfer, und sogar schwere Opfer, von beiden Seiten, besonders aber von unserer. Und das schwerste Opfer, das wir bringen müssen, ist der endgültige Verzicht auf den Gedanken, daß Palästina *im Ganzen* so „jüdisch werden könne, wie England englisch“, und daß wir innerhalb des *gesamten* Landes die zahlenmäßige Majorität erreichen könnten.

Es gibt keine Lösung des Palästinaproblems, ohne daß wir bestimmten Einschränkungen numerischer oder territorialer Art letztlich zustimmen; aber nur unter zwei Bedingungen:

1. daß unsere Position als gleichberechtigtes Staatsvolk durch den konstitutionellen Aufbau des neuen Staates gesichert ist, was, wie oben gesagt, nur in einem föderativen Palästina, womöglich innerhalb einer palästinensisch - syrisch - transjordanischen Föderation, möglich scheint;
2. daß die uns auferlegten Beschränkungen das *Minimum* dessen darstellen, was nötig ist, um die arabischen Befürchtungen zu zerstreuen.

Beide Voraussetzungen sind zur Zeit *nicht* gegeben. Das Weißbuch bringt uns über das nötige Minimum weit hinausgehende Beschränkungen (warum gerade  $33\frac{1}{3}\%$ ?!), ohne uns dafür die oben als *conditio sine qua non* als unumgänglich geforderte Autonomie und Gleichberechtigung als Staatsnation zu bringen.

Aber es ist noch nicht aller Tage Abend! Noch haben wir fünf Jahre Zeit; in den heutigen Zeiten sind fünf Jahre ein unvorstellbarer Zeitraum, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß wir uns, falls es nicht zum Kriege kommt, bereits im nächsten Jahre vor einer grundlegend veränderten weltpolitischen Situation finden werden, die England die Möglichkeit gibt, ungehindert von strategischen und imperialen Ueberlegungen des Augenblickes eine wirklich gerechte Lösung der Palästinafrage herbeizuführen. Eines aber ist klar: England wird auch dann nicht über bestimmte Forderungen der gemäßigten arabischen Kreise uns zuliebe hinweggehen, da England, wie es immer wieder erklärt hat, seine Verpflichtungen gegenüber Juden und Arabern als gleichwertig betrachtet. — Was bleibt uns inzwischen zu tun?:

1. Eine klarere Erkenntnis der realen politischen Situation in Palästina in unseren eigenen Reihen herbeizuführen und konstruktive Pläne für die zukünftige Gestaltung eines föderativen Palästina auch unsererseits vorzubereiten, die in gleicher Weise den jüdischen, arabischen und englischen Notwendigkeiten Rechnung tragen.
2. Mit allen Mitteln unsere Position in demjenigen Sektor des Landes, in dem sich jüdische Siedlungspunkte befinden, zu befestigen und zu konsolidieren, unsere Verteidigung zu stärken, unsere innere Selbstverwaltung auszubauen, unsere Produktion zu vermehren und uns vom Import soweit als möglich unabhängig zu machen.
3. Jede Mitarbeit an der Ausführung des Weißbuches abzulehnen. Jedoch kann dies keinen offenen Kampf gegen England bedeuten, mit dem wir in der heutigen weltpolitischen Situation auf Leben und Tod verbunden sind, und dessen Sturz auch unser Schicksal besiegeln würde; denn wir haben nicht wie die Araber die Möglichkeit, zwischen England und den Achsenmächten zu wählen!
4. Die Weltjudenheit zu einer noch nie dagewesenen Kraftanstrengung zu mobilisieren, um innerhalb der uns verbliebenen Möglichkeiten den Aufbau so stark wie möglich vorwärts zu treiben, und um die Massen der Flüchtlinge, die schon heute ins Land kommen und im Laufe der nächsten Jahre in verstärktem Maße kommen werden, produktiv einordnen zu können, so daß sie nicht zu einer sozialen Belastung, sondern zu einer machtvollen Verstärkung unseres Aufbauwerkes werden.

*Schluß:* Das Weißbuch ist nicht das letzte Wort zur Palästinafrage; unsere Parole lautet: Arbeiten und nicht verzweifeln!

*Ernst Lewy (Tel Aviv).*

## II. Auf einem Flüchtlings[schiff].<sup>1)</sup>

Meine Lieben! Gestern sind wir endlich nach sechs Wochen un-menschlicher Strapazen in Tel Aviv angekommen. Wo ich anfangen soll, zu erzählen, weiß ich nicht. Was ich auch sagen werde, es ist alles zu wenig; denn was wir durchgemacht haben, ist überhaupt nicht zu beschreiben. Am 21. April hat man uns in der Nähe des europäischen Hafens ins Lager gebracht, wo sich schon 200 Personen eines anderen Transportes befanden. Wir lagen am Boden auf Strohfäcken. Am 26. April kamen wir aufs Schiff. Hier fehlen mir schon die Worte. Ein Geister- oder Piratenschiff. Dort waren unterirdisch zwei Kohlenbunker ohne jegliches Fenster, ohne Licht; in jedem Bunker waren 250 Personen untergebracht; jeder bekam einen Strohfack. Es wurden Holzgestelle gemacht, drei Stock hoch, genau so wie unsere Gestelle im Keller. Dort wurden die Strohfäcke hineingeschoben; wir lagen nebeneinander wie die Sardinen; man konnte sich nicht rühren. Sitzgelegenheit gab es keine, man mußte immer nur auf dem Strohfack liegen. Es war genau so, wie man im Kino die Sklavenschiffe sieht. In der ersten Woche waren furchtbare Stürme; es war schrecklich; alle Menschen seekrank. Tagelang sind alle auf dem Strohfack gelegen; man hat überhaupt nicht gekocht; einer hat auf den anderen gebrochen, von oben runter, und von allen Seiten nichts als Brechen. Es war so scheußlich; da alle krank waren, konnte keiner helfen. Es hat so gestunken, daß es ein Wunder ist, daß nicht die Pest ausgebrochen ist. Dann hat man sich schon an alles gewöhnt. Volle fünf Wochen haben wir gehungert und gedurstet. Es waren keine Lebensmittel auf dem Schiffe, überhaupt keine Kochgelegenheit. So hat man 500 Menschen weggeschickt. Man hat dann künstlich einen Kochherd errichtet, mit einer einzigen Flamme. Kein Mensch hat darauf kochen können, und so hat W. es übernommen, nachdem man ihm 5 Pfund dafür versprochen hat, und ich habe für 250 Personen das Essen verteilt. Wie das zugegangen ist, könnt Ihr Euch vorstellen. Die Leute haben sich gegenseitig fast erschlagen, um irgend etwas zum Essen zu bekommen. Die kräftigsten Menschen sind umgefallen wie die Fliegen, vor Schwäche. Man kann dies alles nie beschreiben. Nach sechs Tagen waren wir schon vor Tel Aviv, und mußten vier Tage zurückgehen, nach Griechenland, um ein Dampfboot für die Landung zu holen. Dann sind die Lebensmittel ganz ausgegangen und die Leute mußten Geld hergeben, um welche zu kaufen. Man hat den Leuten jeden Augenblick Geld erpreßt für was anderes; der Kapitän hat keinen Leuten Ruhe gelassen, bis nicht alle total ausgepreßt waren. 750 Pfund und sämtliche Schmucksachen hat man ihnen abgenommen. Es ist ein Glück, daß wir kein Geld bei uns hatten, sonst hätten wir auch nichts mehr. Jeden Tag

---

<sup>1)</sup> Dieser Brief über eine uns mitgeteilte Fahrt in einem der zu so schrecklicher Berühmtheit gelangten Flüchtlings[schiffe] wird gewiß die Leser tief bewegen. *Die Red.*

waren Revolutionen auf dem Schiff. Dann ist ein Wiener Arzt gestorben; es war furchtbar und unheimlich. Wir sind viele Wochen im Mittelmeer hin und her gefahren, dann ist erst das bestellte Dampfboot gekommen. Also in der fünften Woche sind wir erst gegen Palästina gefahren. Wir sind acht Nächte vor Tel Aviv hin und her gefahren, konnten nicht landen. Einmal waren wir schon so nahe an der Küste, daß das Schiff auf eine Sandbank festgelaufen ist und stundenlang nicht weiter konnte. Wenn uns die Hafenpolizei entdeckt hätte, wäre alles verloren gewesen. Am 1. Mai wollte der Kapitän alles aufgeben und fuhr wieder Richtung Griechenland zurück. Da machten die Frauen Revolution und drohten, ihre Kinder ins Wasser zu werfen, bevor sie sie verhungern ließen; sie verlangten, daß man sofort zurückfahre und lande. Als wir nachts wieder in Palästina waren, ist uns das Dampfboot, das uns landen sollte, durchgebrannt, und wegen diesem Boot waren wir wochenlang herumgefahren! Also mußten wir in kleinen Booten landen, zu je 25 Personen. Wir kamen um 12 Uhr nachts dran. Jetzt kam das Aller schlimmste; die fünf Wochen Hunger und Strapazen waren gar nichts dagegen. Als wir in die Nähe des Landes kamen, mußten wir durchs Wasser an Land gehen. Die Wellen gingen uns bis über den Kopf, so stürmisch war es. Und da die Leute Angst hatten, auszustiegen, haben uns die Matrosen einfach ins Wasser geworfen, mit den Rucksäcken. Es war grauenhaft, wie die Leute schrien und jammerten. Ein Mann ist dabei ertrunken. Dann mußten wir uns alle, total naß, die ganze Nacht auf den Boden am Bach legen, damit man uns nicht sehen konnte. Es stellte sich nämlich heraus, daß wir gerade zwischen zwei arabischen Dörfern gelandet waren. Unseren Schrecken könnt Ihr Euch vorstellen. Wir sind beinahe erfroren in dieser Nacht. In der Frühe fanden uns zwei jüdische Polizisten, die uns sechs Stunden durch die Wüste in 20 cm hohem Sand und glühender Sonne, die Rucksäcke auf dem Buckel, zum nächsten Kibbuz<sup>1)</sup> brachten. Diese sechs Stunden in der Wüste waren das schlimmste von allem; wir sind fast umgekommen vor Hitze, Durst und Müdigkeit. Dabei ununterbrochen in Gefahr, daß die Araber uns entdeckten. Im letzten Moment, vor der Siedlung, trafen wir einige Araber, und nun mußten wir uns doppelt beeilen; denn wir wußten genau, daß sie sofort die englische Polizei und alle Araber verständigen würden. Man hat sofort Autobusse verschafft, um uns so rasch wie möglich wegzubringen. Zuerst kamen die Frauen dran, und so wurde ich von W. getrennt. Ich kam in eine zweite Siedlung. Wir wurden sofort untergebracht, bekamen zu Essen, Trinken und Schlafen. Ich war furchtbar erregt, W. war nicht nachgekommen. Um 2 Uhr nachts wurden wir geweckt und in einen anderen Kibbuz gebracht, da die Polizei und die

---

<sup>1)</sup> Kibbuz heißen die jüdischen Siedlungen. *Die Red.*



Araber hinter uns her waren. Als wir um 3 Uhr nachts ankamen, fand ich W. und hörte folgendes: 217 Personen waren verhaftet worden, darunter auch W. Man hatte ihnen die Rucksäcke abgenommen. Auf dem Marsch hat er sich in hohes Gras geworfen, ist liegen geblieben und dann geflüchtet. Dann ist er noch fünf Stunden in der Nacht gegangen. Es war lebensgefährlich und ein bloßes Wunder, daß wir uns wiedergefunden haben. Natürlich ist unser Gepäck verloren; wir sind fast nackt angekommen. W. Anzug hängt in Fetzen, so wie mein Kleid, und alle unsere Sachen sind weg.

Nachdem wir übernachtet hatten, mußten wir schon wieder flüchten, in einen anderen Kibbuz; die Polizei war stark hinter uns. Am Sonntagnachmittag hat man uns nach Tel Aviv gebracht... Leider sind von unserem Transport 170 Personen verhaftet und nach Haifa ins Gefängnis überführt worden. Letzte Woche sind zwei illegale Schiffe zurückgeschickt worden. Wir haben gottlob so viel Glück gehabt und sind nun geborgen. Natürlich braucht es einige Zeit, bis wir uns erholt haben werden; wir sind vollkommen erschöpft und stehen ohne alles da... Aber nun müssen wir froh sein, daß wir leben nach allem, was wir durchgemacht haben. Ich sage Euch nochmals, daß keine Beschreibung an die Wirklichkeit heranreicht. Ich kann nicht mehr schreiben, bin totmüde. R... sind goldig zu uns, wir sind wie zu Hause. Ueberhaupt ist es hier herrlich, viel schöner, als ich es mir vorgestellt habe. Ihr braucht Euch um uns nicht mehr zu sorgen, wir werden schon weiterkommen. In einem Kibbuz lagen wir in einem Orangengarten und durften Orangen, Grapefruits essen, so viel wir wollten; das war so wie im Paradies.

Beim letzten Schiff, das ankam, war Typhus ausgebrochen und sieben Personen sind gestorben. Bei uns gab es wenigstens nur Läufe. Die fünf Pfund fürs Kochen haben wir auch bekommen.

\*

PS. Normalpreis für diese Fahrt auf den vorzüglichen Schiffen der „Adratica“ ist 10 englische Pfund in der Touristenklasse; dafür hat man eine hübsche Kabine in hellem Schleiflack und vier reichliche Mahlzeiten täglich, Frühstück mit Butter, Eiern, Marmelade usw. so viel man will. — Diese unmenschlichen Ausbeuter des Unglücks nehmen für die nackte Fahrt 16 englische Pfund.

Was die Zahlenangabe der Verhafteten anbelangt, so mag die erste Zahl sich auf die Mitglieder beider Transporte beziehen, auf den Schweizer und auf den deutschen Transport — die zweite vielleicht nur auf den deutschen — hier bin ich auf Vermutung angewiesen.

\* \* \*

### *III. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde.*

#### Ein Erlebnis.

Aus tiefstem Schlafe wurde ich geweckt. Es war sechs Uhr früh — am 10. November 1938, in einer mittleren Stadt Deutschlands. Immer wieder klingelte die Glocke, und ich erfaßte bald, daß man nun mich holen wolle, nachdem ja die Zeitungen in den letzten Tagen schon reichlich Drohungen gebracht hatten. Meine Frau öffnete und ein paar finster blickende Männer traten ein. „Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit!“ herrschte mich einer an und begann sogleich, unter meinen Büchern nach Verdächtigen zu suchen. Richtig entdeckte er eine tschechisch geschriebene Broschüre — über Keramik. Vor dem Hause wartete ein Auto, das mich durch den trüben, kalten Morgen irgendwohin bringen sollte, wo sicher nichts Gutes meiner harrte. Vor einem fremden Hause blieb endlich das Auto stehen; man deutete mir, einzutreten, und schon fühle ich von schwerer Faust einen Schlag im Gesicht, der mir fast die Besinnung raubt. Das hatte ich freilich noch eine Sekunde vorher nicht vorausgesehen. Man stößt mich weiter — rings um mich stöhnen und heulen gepeinigte Menschen. „Abrüsten!“ schreit mich einer an, „alles, Augenglas, Schnürfessel, Hofenträger usw.“ Neben mir bricht eben einer unter wuchtigen Schlägen eines im Boxen trainierten SS-Mannes zusammen. Schutzleute, die hinkommandiert waren, wenden sich ab, um folchem Geschehen nicht zusehen zu müssen. Auch ich bekomme noch etliche Hiebe. „Auch der Ehering muß runter!“ geht der Befehl weiter. Aber das Gelenk ist etwas geschwollen und der Ring will nicht vom Finger. Wie ich auch drehe und ziehe, es geht nicht. Mir wird heiß. „Na, da gibt es ein sehr einfaches Mittel“, ruft einer, „Kamerad, Du hast ja ein Messer, schneid' ihm halt den Finger ab.“ Und schon zieht der sein Bajonett, freilich etwas zögernd, zu so seltsamer Exekution. Zuletzt findet sich aber auch da eine menschliche Seele; einer rät mir, den Finger etwas naß zu machen — und siehe da, der Ring ist unten, und ich atme auf. Mir gegenüber ist eine Türe, sie wird geöffnet und ich erhalte von rückwärts einen Stoß, daß ich über die nicht vermutete Kellerstiege mehr hinunterfalle denn steige. Unten finde ich mich inmitten einer großen Zahl schweigender Männer, die nur leise aufstöhnen, wenn immer wieder die gewisse Türe sich öffnet und damit ein Opfer hinuntergestoßen wird. Einige fallen der Länge nach hin, blutüberströmt, einer ruft, man solle seiner Frau in der und der Gasse sein Ende melden. Dort sehe ich jetzt auch einen jungen Burschen, etwa 14- oder 15jährig, dem man eine Blutlache aufwischen heißt. Männer aus allen Schichten und Altersstufen stehen dichtgedrängt, gebannt und zagend vor dem, was noch kommen mag. Ein Soldat öffnet die Türe und ruft hinunter: „Jetzt sagen alle dreimal ‚Heil Grünspan‘!“ Dann müssen wir lange Zeit mit erhobenen Armen stehen. Endlich werden wir heraufgeholt und unter Stoßen,

Puffen und Stiefelritten zum Kniebeugen befohlen. Was im Turnfaal nur erfrischend wirkt, wird hier — besonders für die älteren Männer — zur Qual. Dann heißt's: „Kopf zur Wand“ und wieder auf und ab ohne Ende. Bis schließlich die Autos kommen, die uns weiter führen. In Gruppen werden wir in die verschiedensten Gefängnisse und Notarreste gebracht, wo schon Andere gleichen Schicksals sich befinden. Einzeln wird man dann zur Abgabe der Personaldaten geholt, wobei jeder mit geschickten Boxhieben empfangen wird, was Nasenbeinbrüche und arge Augenblutungen mit sich bringt. Wie wir später erfuhren, gab es auch Massenlager, in denen überhaupt keine Nachtruhe gestattet war, sondern stundenlang Kniebeuge ausgeführt wurde, ohne Nahrung und ohne Trank, bis manch einer hinausgeschleppt oder geworfen wurde, der nicht mehr weiter konnte. Ich sollte es etwas günstiger treffen, bis uns wieder ein Auto zur endgültigen Entscheidung brachte. In einem großen Saale befanden sich SS-Verfügungstruppen — 18- bis 20jährige — in einer Art Raufchzustand, da ihnen heute Macht gegeben war über Hunderte oder Tausende bejahrter und würdevoller Männer, deren einzige Schuld darin lag, zur selben „Rasse“ zu gehören wie jener Eine, der in Paris erschossen hatte — aus unerklärlichen und von jedem verurteilten Gründen. Nun standen wir wieder mit dem Gesicht zur Wand — eine Situation, die seelisch geradezu zermürend wirkt, besonders, wenn man gezwungen ist, mit anzuhören, was inzwischen hinter einem vor sich geht.

In meiner Gruppe war zufällig auch ein alter Rabbiner — offenbar aus streng orthodoxem Kreise. Ich hatte ihn schon tags zuvor beobachtet, wie er in der Zelle gefastet und Gebete gemurmelt hatte. Als er dann von den brennenden Synagogen hörte, meinte er, nun begreife er erst den Sinn seines ahnungsvollen Fastens. Es war ein schüchtern, eher unbeholfener Mann, nicht eben von großstädtischem Schliff, mit einem langen Barte und dem gewissen Samthut, den man in orthodoxen Kreisen häufig noch findet. Er hatte nur wenig bis dahin gesprochen, war aber gegen jedermann freundlich und hilfsbereit. Ihn entdeckten jetzt die Soldaten und begannen ihren Spaß mit dem seltsam aussehenden Manne. Er solle ihnen seine Unterwäsche zeigen, wie lange er sich schon nicht gewaschen hätte, und so weiter. „Sag mal etwas auf Hebräisch!“ rief ihm Einer zu. (Das „Du“ war im Sinne mittelalterlicher Sitten den Häftlingen gegenüber damals allgemein Brauch.) Der Rabbiner sprach die ersten Worte des hebräischen Hauptgebetes. „Und was heißt denn ‚Goi‘, sag mal?“ Der Rabbiner ahnt Schlimmes und gibt Antwort: „Gojim heißen die Völker überhaupt.“ „So, ich will dir sagen, was das heißt: die Christen nennt ihr so!“ Und schon bekommt er einen Schlag. „Kannst du auch predigen? Geh' mal rauf, Mensch, und halt uns eine Predigt! Gestern haben wir auch so einen da gehabt, der hat uns was vorsingen müssen.“ Der Rabbiner muß gehorchen. Man kommandiert uns „Kehrt euch“;

damit auch wir diesem traurigen Schauspiel beiwohnen können. Und nun ereignet sich etwas, das jedem, der dabei gewesen ist, unvergeßlich bleiben wird, etwas Großes und Erschütterndes. Der Rabbiner weiß, worum es geht. Er steht auf einer Bank in der Mitte des Raumes, das Haupt mit dem Hut bedeckt, wie es die Vorschrift fordert, und beginnt ruhig und laut etwa so: „Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen. Das heißt also, daß der Mensch gebildet sei aus Geist und aus Körper. Und er bekam den Geist, damit er den Körper beherrschen könne, und Herr werde über Triebe und Leidenschaften und über seine ganze Natur...“ Da unterbrachen ihn die Soldaten. Einige hatten gelacht, einige ahnten, daß hier mehr geschehe als ein frivoler Scherz — den kein Dichter je hätte erfinden können —, und sie wollten, daß er aufhöre. Andere wieder hielten sie zurück. „Laß ihn doch, es ist ja interessant!“ Irgendwie war freilich auch den Lachenden für einen Augenblick die Laune vergangen. Der Mann da oben, der vordem all die Zeit über kaum den Mund geöffnet hatte, sprach jetzt, als wäre der Heilige Geist selber über ihn gekommen: von der Notwendigkeit der Bezähmung der Naturtriebe und dem Triumphe des Geistes. Ganz kurz huschte an meinem inneren Auge das Bild des verspotteten Heilandes vorüber: Ecce homo! Dann mußte der Mann von seiner Bank herunter und wir mußten uns wieder zur Wand kehren. Ringsum die höhrenden Soldaten, die ihre Späße nun mit anderen weiter trieben. Nur einer sagte mehr leise: „Aber reden kann er schon!“ Bald darauf wurde ich abgerufen. Als ich nach längerer Zeit an dem Saale wieder vorüber mußte, kam eben der Rabbiner heraus, dem die Soldaten inzwischen einen Teil seines Bartes abgeschert hatten, wodurch das Aussehen des Mannes noch ergreifender wurde.

Viel Schweres und Schmerzvolles war den meisten noch beschieden, Konzentrationslager mit dem grauenhaften Transport dorthin usw. Im Grunde waren es Versuche, die Würde des Menschen bis zum letzten zu mißachten und die gequälte Menschenseele ihr Menschentum vergessen zu lassen. Aber der Geist weht, wo er will, und es steht nicht bei denen, die die Macht haben, zu erkennen, was doch ihr Treiben offenbart. Alle, die jene Predigt damals gehört hatten, ahnten mehr oder weniger schon bewußt, wer damals durch den Mund dieses einfachen „Schriftgelehrten“ zu den beraufchten Baalsdienern gesprochen hatte. Wahrscheinlich ahnten es diese selber auch. *Peter Worb.*

---

## Von der Landesausstellung.

Die Landesausstellung in Zürich ist das Ereignis, das seit Monaten im Mittelpunkt des schweizerischen Geschehens steht. Sie ist ganz besonders eines jener Ereignisse, die nicht bloß nackte Tatsachen bedeu-